

Die Entstehung der Hochschule Ruhr West durften wir von der ersten Stunde an mitbegleiten – von der Standortermittlung bis zur Eröffnungsfeier.

Sophie Brand, Architektin

Das Feld der Bildungslandschaften – Universitäten, Hochschulen und Forschungscampus – haben wir uns im Laufe der vergangenen 15 Jahre Stück für Stück oder besser Campus für Campus erobert. Sowohl planerisch über zahlreiche Masterpläne bis zur Realisierung der Hochschule Ruhr West als auch personell durch die Professuren von Markus Neppl am Karlsruher Institut für Technologie und von Oliver Hall an der Technischen Hochschule Ostwestfalen-Lippe – sowie zahlreiche Lehraufträge an unterschiedlichen Hochschulen.

Seitdem durften wir das Thema „Hochschule“ aus verschiedenen Perspektiven betrachten. Das Verstehen der inneren Strukturen und Abläufe einer Hochschule, das Kennen aktueller Bedarfe und damit das Antizipieren von Trends in der Hochschulentwicklung hat sich bei den Masterplänen und Entwicklungsstrategien zusammen mit dem planerischen Erfahrungsschatz von der Strategie bis hin zur Realisierung als gute, weil realistische Basis herausgestellt. Mittlerweile haben wir national und international in rund 15 Städten an 20 Wissensstandorten gearbeitet, von der gesamtstädtischen Strategie für Bildungslandschaften in Gießen oder Karlsruhe über große Masterpläne in Köln oder Heidelberg bis hin zur Neugründung einer Technischen Universität (TU) in Nürnberg

oder der komplett neu geplanten und durch uns realisierten Hochschule Ruhr West in Mülheim an der Ruhr.

Um den aktuell großen Planungsbedarf zu verstehen, müssen wir ein paar Jahre zurückblicken. Das Kapital „Wissen“ war für Städte und Regionen schon immer eine entscheidende Komponente im Wettbewerb, sowohl regional als auch national und international – das ist nichts wirklich Neues. Durch die Schaffung eines europäischen Hochschulraums im Zuge der Umsetzung der Bachelor- und Masterstudiengänge durch den Bologna-Prozess vor rund 20 Jahren wurde es jedoch verstärkt notwendig, sich nicht nur als Hochschule, sondern als gesamtheitlicher Wissenschafts- und Bildungsstandort, als attraktives Gesamtkonzept zu profilieren. Wir müssen daher Standorte neu und gesamtheitlicher denken. Das bedeutet „lokale Verwertungsketten“ über den eigentlichen Bildungsauftrag hinweg zu konzeptionieren, sowohl in ökonomischer als auch qualitativer Hinsicht, um damit wiederum international an Profil zu gewinnen.

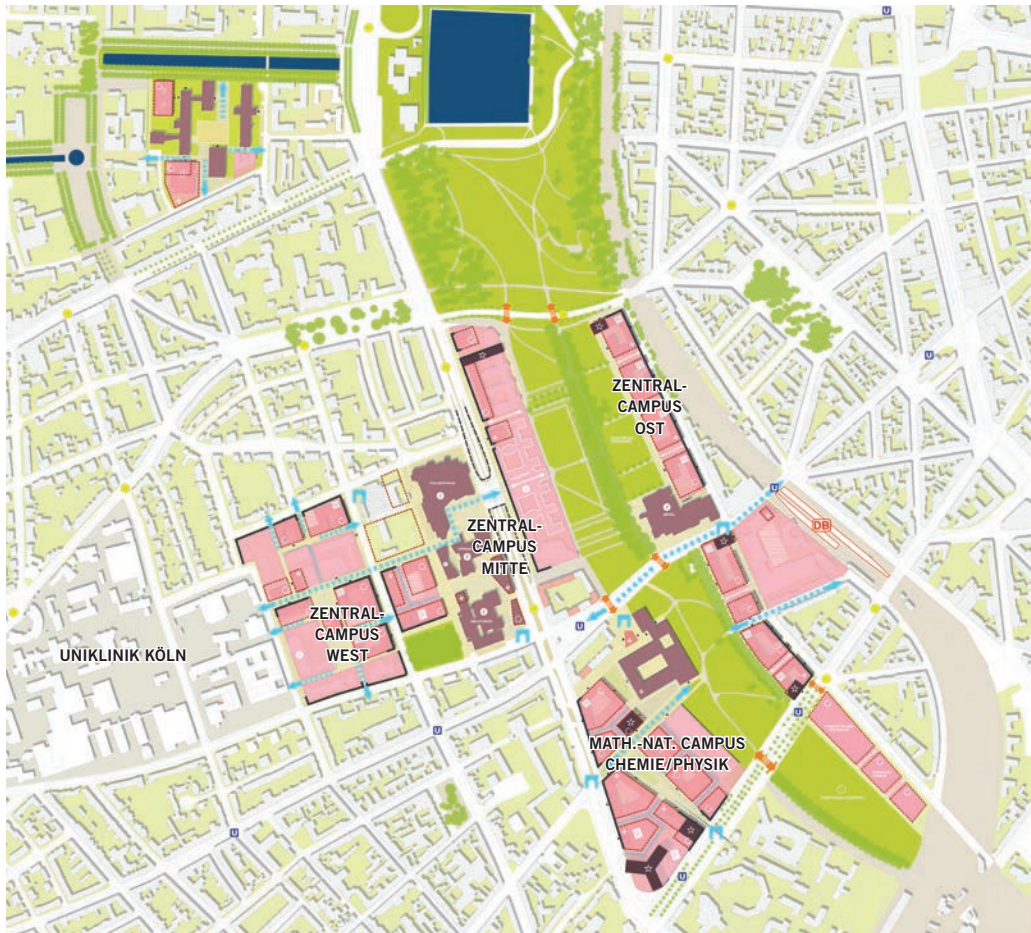
Wir sprechen also von einem relevanten Wirtschaftsfaktor. Die Wertschöpfungskette von der Lehre über die Forschung bis zum Produkt am Markt muss ein Standort heute auch räumlich in seiner Struktur abbilden können. Das kann er bei Weitem





Die intensive Auseinandersetzung mit dem Potenzial der Universität und der besonderen Lage am inneren Grüngürtel Kölns hat zu einer erfolgreichen Koalition geführt.

Hochschulstandortentwicklungsplan Universität zu Köln



nicht im Rahmen seines öffentlich-rechtlichen Bildungsauftrags erfüllen. Er kann aber strategisch den Rahmen dafür aufspannen, das Feld für weitere Akteur:innen vorbereiten und so mit dynamischen Entwicklungen umgehen. Wir verwenden dafür den Begriff des „produktiven Wissensquartiers“.

Durch die kontinuierliche Tertiärisierung und den Strukturwandel brechen – natürlich regional unterschiedlich – mehr und mehr andere Labels und Standortfaktoren für Städte und Regionen weg, die Konzentration auf das Thema Wissen und damit Bildung zog und zieht an. Gleichzeitig stieg die Zahl der eingeschriebenen Studierenden im Zeitraum von 20 Jahren von rund zwei Millionen auf drei Millionen. Das Wachstum entspricht ungefähr der Einwohnerzahl Kölns!

Die Nachfrage ist also groß, das Spektrum wird weiter. Das hat zur Folge, dass viele Standorte ihre tradierten Struktur-, Entwicklungs- und Wachstumsmodelle hinterfragen und im Zuge von Master- oder Rahmenplänen die Weichen neu stellen müssen. Dabei geht es heute eben nicht mehr nur um den reinen Raumgewinn, sondern um das beschriebene Zusammenspiel der öffentlichen Institutionen mit privaten Forschungseinrichtungen, eine Kultur für Ausgründungen und Start-ups, internationale Kooperationen und natürlich die

von uns Planer:innen so schön benannten „weichen Standortfaktoren“ einer Stadt. Wohn- und Lebensqualität, Familienfreundlichkeit, Kultur- und Freizeitangebote, gute Erreichbarkeit etc. – am Ende alles, was man auch im Privaten schätzt.

Langfristig geht es für die Hochschulen und Städte natürlich um die Bindung der jungen Menschen und deren „human capital“ über das Studium hinaus. Es geht auch darum, national wie international eine der ersten Adressen für die Forschenden und Lehrenden zu sein. Städte werben mit den Hochschulen.

Ein viel diskutierter Punkt der Hochschulentwicklung ist die Digitalisierung und deren Konsequenzen. Im Moment befinden wir uns pandemiebedingt in einer erzwungenen Testphase verstärkter Digitalisierung und Enträumlichung. Teilaspekte davon werden sicherlich auch langfristig Bestand haben, trotzdem zeigt uns der Trend der letzten Jahre mit der viel gepriesenen Digitalisierung, dass der Bedarf an Lern- und Arbeitsräumen sowie -orten immer weiter zugenommen hat. Die Digitalisierung ist also ein Hilfsmittel, eine immer wichtigere Infrastruktur am Standort, um dort gemeinsam Projekte entwickeln und realisieren zu können. Hochschulstandorte als die Basis für den Austausch, für soziale Kontakte und dafür, miteinander einen

Großveranstaltungsort trifft auf Freizeitcampus: Erst die Einbettung in einen passenden Rahmen macht das WM-Stadion zu einem integrierten Teil Samaras.

Freizeit- und Technologicampus Samara

Lebensabschnitt zu gehen, bleiben elementar wichtig. Wir werden am Ende mehr und bessere Kommunikationsbereiche schaffen müssen, als reine Lehrsäle, im Prinzip ein hochskalierter Trend aus den Büro- und Arbeitswelten.

Hochschulen sind Begegnungszentren, sie sind ein integrierter Baustein und ein Motor der gesamten Stadtentwicklung. Wir konnten die Wechselwirkungen beispielsweise in Karlsruhe oder Köln sehr konkret untersuchen. Dort haben wir jeweils gesamtstädtische Leitbilder und die Entwicklungsplanung für die Hochschulen im Rahmen von Masterplänen begleitet. In Köln beeinflusste die Masterplanung die Stilllegung einer radialen Einfallstraße im Bereich des Campus, in Karlsruhe mussten die Verlagerung des Schienenverkehrs unter die Erde und neue Zugangssituationen über die Haltestellen auf den Campus synchronisiert werden.

Ein erweiterter Betrachtungsraum – das Viertel oder das Quartier – ist ein wichtiges Argument für einen leistungsstarken und innovationsfähigen Standort, der gleichzeitig als spezialisierter „Hochschulstadtteil“ trotzdem unterschiedlichste Nutzungen und Angebote des täglichen Bedarfs anbietet. Wir sprechen hier natürlich über innerstädtische Lagen. Völlig anders präsentieren sich eigene, beinahe isolierte und hoch spezialisierte Forschungsstätten





Masterplan CO₂-neutraler Campus Im Neuenheimer Feld, Heidelberg

wie der Campus Nord in Karlsruhe oder das Forschungszentrum Jülich. Sie folgen ganz eigenen Prämissen, statt Öffentlichkeit und Mischung punkten sie mit Sonderstatus wie beispielsweise atomschutzrechtlichen Genehmigungen als Alleinstellungsmerkmal und Standortfaktor.

Die Ausgangslagen der Standorte sind generell sehr unterschiedlich. Es gibt die innerstädtisch verankerte, historisch gewachsene Universität, die die Qualitäten eines Quartiers besitzt, aber keine Expansionsmöglichkeiten mehr hat, und deren Räumlichkeiten in historischen Gebäuden nicht mehr den heutigen Anforderungen gerecht werden. Dann heißt es nicht mehr anbauen und erweitern, sondern umbauen, ersetzen, neu sortieren und nachverdichten.

Wir haben das beispielsweise an der Universität zu Köln in einem etwa zweijährigen Prozess intensiv untersucht und am Ende auf den bestehenden Liegenschaften der Universität durch sehr individuelle und kleinteilige Strategien ein Expansionspotenzial herausgearbeitet, das in etwa so groß ist wie der heutige Flächenbestand. Das war so nicht abzusehen und hat im ersten Moment sogar Vorbehalte geschürt, da man eine unmäßige Verdichtung befürchtete. Viele kleine und große Maßnahmen sind mittlerweile bereits gebaut bzw. in Planungsverfahren auf den Weg gebracht worden.

Anders konzeptioniert sind oftmals die in den 1960er- oder 1970er-Jahren vor den Toren der Stadt gebauten „Lehrmaschinen“. Großformatig organisierte Strukturen, die kein Flächenproblem haben, aber mehr oder weniger monostrukturell aufgebaut sind und denen meist die Angebote und die Vielfalt eines Quartiers fehlen und die große Veränderungswiderstände im Bestand haben. Diese Orte auch außerhalb der Hauptbetriebszeiten zu beleben und zu nutzen, ist eine große Herausforderung. Ein interessantes Beispiel für das Nachrüsten zu einem Stadtquartier ist die Entwicklung des Campus Höggerberg der renommierten ETH Zürich zur Science City, einem „Stadtquartier für Denkkultur“ von unseren KCAP-Kolleg:innen. Hier kann man durch die mittlerweile seit 15 Jahren verfolgte Strategie der Urbanisierung die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen des Erreichbaren verfolgen.

Ein vielfältiges, städtisches Umfeld mit seinem Rund-um-die-Uhr-Betrieb kann nicht einfach an einem Standort nachgerüstet werden. Auf der anderen Seite wandelt sich der Campus sukzessive, er wird in seinen Angeboten vielfältiger, die öffentlichen Räume werden abwechslungsreicher und attraktiver, die Maßstäbe werden gebrochen und die Anbindung verbessert. Interessant wird es, wenn solche Standorte irgendwann von der wachsenden Stadt

geschluckt werden und damit vor doppelten Fragestellungen stehen. Bei einem Wettbewerbsverfahren für die Masterplanung des Standorts der Medizinischen Hochschule Hannover konnten wir uns durchsetzen, obwohl oder gerade weil wir damals noch nicht als Klinikplaner tätig waren und die Fragestellung aus einem ganz anderen Blickwinkel heraus – dem des Stadtquartiers mit all seinen städtebaulichen Aufgaben – beantwortet haben. Im Rückblick war dies gleichzeitig das Eintrittsticket für uns in die Planungswelt der Klinikstandorte.

Andersherum durften wir durch den kompletten Neubau der Hochschule Ruhr West in Mülheim erleben, was es bedeutet, wenn eine solche Institution einen bislang eher blinden Fleck in der Stadtlandschaft befruchtet. Die umliegenden Quartiere in den Stadtteilen Broich und Speldorf waren lange Jahre durch Leerstand geprägt. Mit dem Forschungscampus zog die Vitalität von 3.500 Studierenden in das Viertel ein, wodurch ein lebendiges Quartier mit einer eigenständigen Identität entstanden ist. Freiflächen werden mitgenutzt, die ÖPNV-Anbindung lohnt sich auf einmal und wird ausgebaut.

Die Hochschulen sind auf ihre Art „flagships“ – Imageträger, Anziehungspunkt und große Arbeitgeber in den Städten. Ihnen kommt daher auch eine Vorreiterrolle als Innovationsträger zu. Neben den baulich-räumlichen Entwicklungen, der geeigneten Nutzungsmischung und den Angeboten für das öffentliche Leben spielt mehr und mehr auch die soziale und ökologische Verantwortung und deren Wahrnehmung in der Öffentlichkeit eine Rolle. Große Standorte mit vielen Beschäftigten und Studierenden, mit Logistik- und Sonderverkehren generieren viele neue Verkehre. Gegenüber den Themen Verkehrsaufkommen und -belastung samt allen Folgen wird bekannterweise in der Öffentlichkeit relativ wenig Toleranz gezeigt.

Im Rahmen der Masterplanung für den Campus Im Neuenheimer Feld in Heidelberg haben diese Fragestellungen auch für uns eine neue Dimension im Planungsprozess eingenommen. Der Campus ist mit immerhin rund 180 Hektar Fläche ungefähr so groß wie die Innenstadt. Den bestehenden gut eine Million Quadratmetern Geschossfläche sollen bis 2050 weitere 800.000 Quadratmeter folgen – ohne signifikant in die Fläche zu expandieren. Im Zuge des Planungsverfahrens soll trotz des immensen Wachstums der Verkehrskollaps Heidelbergs verhindert werden. Wir arbeiten also sowohl mit gesamtstädtischen

Verkehrsmodellen als auch mit Planungen für die kleinsten Maßnahmen und deren Konsequenzen wie beispielsweise den Parkticketpreisen.

Die andere große Aufgabe in Heidelberg besteht darin, eine rechnerisch bilanzierte CO₂-Neutralität über den gesamten Campus nachzuweisen. Spätestens hier kommen dann wirklich alle Themen aus allen Maßstabsebenen zusammen und müssen ineinandergreifen. Ein komplexer – zunächst theoretischer – Metabolismus entsteht, den in die Realität umzusetzen eine wahrlich große Aufgabe ist. An dieser Stelle wird nochmals die Wichtigkeit der Freiräume und deren elementare Aufgabe als blaue Infrastruktur mit klimatischer Funktion neben dem qualitativen Aspekt der Nutzbarkeit deutlich. Zudem ist alles, was erst gar nicht hergestellt, ersetzt, bereitgestellt oder abgeleitet werden muss, für die Bilanz am besten. Man blickt dann anders auf die Fragestellung Rückbau/Neubau oder doch Umgang mit Bestandsgebäuden. Wir versuchen daher in unseren Planungen, Gebäude in ihrer inneren Struktur und Größe nicht zu speziell zu gestalten, um sie flexibler zu machen. Mit Blick auf Gebäudetiefen und Geschosshöhen bedeutet das, sie so anzulegen, dass sie vom Büro über Seminarräume bis zu Labornutzungen alles abbilden können. Sie müssen sich wandeln können und extrem effizient sein, Erschließungsbereiche wer-

den Kommunikationszonen, Dächer sind nicht nur extensiv begrünt, sondern aktive Bereiche, und vieles mehr.

Über die Themen Verkehr und Nachhaltigkeit war das öffentliche Interesse an diesem von Beginn an total transparenten Verfahren in Heidelberg enorm. Die öffentliche Diskussion hat dieses Planungsverfahren schon sehr früh auf die mediale und politische Bühne gehoben und wird für uns nicht mehr beeinflussbar mit allen seinen Facetten im virtuellen Raum diskutiert. Neben der planerischen Strategie müssen wir also ebenso eine Kommunikationsstrategie entwickeln, um den Erfolg des Projektes zu ermöglichen.

Die Herausforderung steckt letztendlich also im gesamten Prozess: planerische Komplexität, lange Laufzeiten, die Koordination vieler Akteur:innen und das Ringen um ein gemeinsames Verständnis aller Beteiligten zur Lösung der Aufgabe. Genau diese Bandbreite an Aspekten machen die Planung und Implementierung von Bildungslandschaften in das Stadtgefüge für uns so reizvoll.